



Die Einheit der katholischen Kirche zu wahren, ohne die Vielheit zu beschneiden, ist eine schwierige Aufgabe: jordanische Christen in einer Kirche bei Amman.

HAMED/REUTERS

## Sein Ohr will er bei der Herde haben

Papst Franziskus verordnet der Weltkirche einen synodalen Weg. Ohne Konflikte wird das nicht möglich sein

JAN-HEINER TÜCK

Die katholische Kirche ist von wachsenden Spannungen durchzogen. In Afrika und Asien glaubt man anders als in Europa. In Westeuropa anders als in Osteuropa. Die Einheit der Kirche zu wahren, ohne die Vielheit zu beschneiden, ist eine schwierige Aufgabe, die zentralistisch kaum noch zu lösen ist. Papst Franziskus hat das früh erkannt. Schon zu Beginn seines Pontifikats hat er einen Rat von Kardinälen eingerichtet und synodale Prozesse gestärkt.

Dennoch war es eine Überraschung, als der 84-jährige Pontifex zu Pfingsten der Weltkirche einen synodalen Weg verordnet hat. Von Amtsmüdigkeit keine Spur! Das Projekt soll im Oktober beginnen und in einem gestuften Verfahren über zwei Jahre zunächst regional, dann kontinental und schliesslich weltkirchlich umgesetzt werden. Den Abschluss bildet im Oktober 2023 die Bischofssynode in Rom.

Das vatikanische Dokument trägt die Überschrift «Synodus Episcoporum». Der Untertitel lautet: «Für eine synodale Kirche. Gemeinschaft, Partizipation, Mission.» Die Stichworte sind programmatisch: Gemeinschaft – das erinnert an das weltweite Netz von Ortskirchen, die untereinander in Eucharistiegemeinschaft stehen, zugleich wird der Versuchung mancher Hirten eine Absage erteilt, die Gläubigen wie blöckende Schafe zu behandeln. Partizipation – das steht für die Einbeziehung aller in der Kirche, gerade auch der Laien. Mission – das greift den päpstlichen Appell auf, sich nicht an althergebrachte Privilegien zu klammern, und soll ein Fragezeichen hinter allzu selbstreferenzielle Reformdiskurse setzen.

### Sollen alle mitentscheiden?

Der synodale Prozess wird Dynamik und Unruhe bringen. Bei allem Zuspruch, den der römische Vorstoss gefunden hat, die offene Bearbeitung angestauter Probleme wird konfliktreich sein. Die einen träumen von einem modernitätskompatiblen Update von Kirche und fordern weitreichende Reformen, andere war-

nen vor allzu geschmeidigen Anpassungen. Der synodale Weg garantiert nicht schon harmonische Lösungen, zumal der Papst zwischen synodaler Beratung und bischöflicher Entscheidung klar unterscheidet. Das dürfte nicht allen gefallen. Das Wort Synode steht für einen gemeinsamen Weg – warum sollen am Ende nicht auch alle entscheiden dürfen?

In der Kirche des ersten Jahrtausends wurden Streitfragen von Bischöfen auf Synoden geklärt. Fragen des Kultes, der Disziplin oder der Lehre wurden kollegial entschieden. Nach dem Schisma zwischen Ost und West im 11. Jahrhundert kam es im lateinischen Westen zu einer Stärkung des päpstlichen Primats. Die gregorianische Reform, die sich gegen den Einfluss politischer Instanzen auf die Kirche wehrte, führte zu einer Aufwertung des Papsttums. Dieses steuerte die Kirche am Ende des Mittelalters mit dem Grossen Abendländischen Schisma in eine tiefe Krise, die nur durch Konzilien geheilt werden konnte.

Im 16. Jahrhundert ordnete das Konzil von Trient erneut an, regelmässige Diözesan- und Provinzialsynoden durchzuführen. Diese Vorgabe wurde allerdings kaum umgesetzt. Vor allem die deutsche Kirche hegte Vorbehalte gegen Synoden, in denen die Hierarchie eine Beeinträchtigung der eigenen Autorität erblickte. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts nahm der synodale Gedanke wieder zu. Bischofskonferenzen wurden gegründet, die der Kirche auf nationaler Ebene eine neue Stimme gaben. Gegenläufig dazu hat das Erste Vatikanische Konzil den römischen Zentralismus gestärkt, um nationalkirchliche Bestrebungen einzudämmen. Erst das Zweite Vatikanische Konzil hat die einseitige Betonung des päpstlichen Primates durch das Prinzip der Kollegialität der Bischöfe ausbalanciert.

In dieser Spur hat Franziskus die kollegiale Ausübung des Primats ausgebaut. Durch den synodalen Weg für die Weltkirche will er nun über die Bischöfe hinaus alle Instanzen einbeziehen. Zunächst sollen Laien und Kleriker auf der Ebene der Ortskirchen ihre Reformwünsche deponieren. Vorschläge der akademischen Theologie sind ebenfalls will-

kommen. Aus den Voten der über 4000 Diözesen soll dann das Synodensekretariat ein Arbeitspapier erstellen, das die Grundlage für die weiteren Beratungen auf kontinentaler Ebene sein wird – ein enormer Organisationsaufwand.

Synodalität ist nach Franziskus nicht mit dem Parlamentarismus moderner Demokratien zu verwechseln. Das parlamentarische System lebt davon, dass Repräsentanten von Repräsentierten gewählt werden. Das Wahlvolk ist der Souverän. Die bischöfliche Verfassung der katholischen Kirche steht einer vorbehaltlosen Übernahme des Parlamentarismus entgegen. Gewiss, auch sie kennt Wahlen. Aber geistliche Berufung und sakramentale Ordination gehen nicht auf Mehrheitsentscheide zurück. Die Ausübung bischöflicher Autorität soll durch synodale Verfahren besser abgestützt werden, politische Machtdelegation auf Zeit ist damit aber nicht angestrebt.

### Den Glauben erneuern

Für die synodale Kultur des Zuhörens hat Franziskus das Bild einer «umgekehrten Pyramide» geprägt. Die Spitze der Hierarchie wird nach unten gekippt, damit der oberste Hirte sein Ohr bei der Herde haben kann. Explizit versteht sich Franziskus zunächst als Getaufter unter Getauften, dann als Bischof unter Bischöfen und schliesslich als Papst, der von seiner Vollmacht erst Gebrauch macht, wenn er alle gehört hat.

Manche Akteure des Synodalen Weges in Deutschland haben den Vorstoss der Weltbischöfssynode emphatisch begrüsst. In Deutschland werde bereits praktiziert, was Rom nun übernehme. Die deutsche Kirche sei «Spiritgeber» und Avantgarde. In der Tat hat der Synodale Weg in Deutschland ein singuläres Diskursformat geschaffen. Laien und Bischöfe diskutieren hier auf Augenhöhe. Der Skandal des sexuellen Missbrauchs durch Kleriker und das Problem der systemischen Vertuschung durch Bischöfe sollen durch Strukturformen und Fortschreibungen der Sexualmoral aufgearbeitet werden.

Die Rede von der Vorreiterrolle klingt allerdings etwas vollmundig.

Franziskus hat bereits von Synodalität gesprochen, als in Deutschland davon noch kaum die Rede war. Überdies ist der Rahmen der Weltsynode weiter gesteckt als der Synodale Weg. Es geht um eine Erneuerung des Glaubens, die gerade auch die Missionsländer Westeuropas erfassen soll. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Franziskus die Taktik verfolgt, den Synodalen Weg der Kirche in Deutschland und seine Fokussierung auf Macht- und Strukturfragen universalkirchlich einzuhegen.

Aus den USA, Italien und anderswo gibt es bereits Warnungen, die Kirche in Deutschland stehe am Rande eines Schismas. Themen wie die Priesterweihe für Frauen, die Segnung homosexueller Paare oder die Demokratisierung der Kirche sorgen für Zündstoff. Die Bewegung «Maria 2.0», die am Synodalen Weg nicht teilnimmt, hat durch Thesenanschläge an Kirchenportalen symbolpolitisch mit dem Feuer einer zweiten Reformation gespielt.

Die Rede vom Schisma ist überzogen, aber die Spannungen haben zugenommen, seitdem auch einzelne Bischöfe in Deutschland römische Vorgaben scharf kritisiert haben. Ob Aufrufe zum «Ungehorsam» fruchtbare Reformen hervorbringen können, ist zweifelhaft. Für Franziskus ist die geistliche Dimension des synodalen Weges zentral. Dadurch will er die einseitige Fokussierung auf Strukturfragen produktiv öffnen.

Man sollte das nicht gleich als spirituelle Immunisierungsstrategie abtun, denn die Kirche lebt von Quellen, die ihr vorausliegen. Dennoch bedarf der synodale Prozess, wenn er über ein unverbindliches Brainstorming von Reformwünschen hinausgehen soll, kluger Navigation. Je klarer die Struktur, je deutlicher die Zielvorgaben sind, umso grösser ist die Chance, dass der Weg gelingt. Die Verantwortung dafür wird Franziskus nicht dem Synodensekretariat allein überlassen können, hier ist er als Papst und Brückenbauer selbst gefragt.

Jan-Heiner Tück lehrt als Professor am Institut für systematische Theologie der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien.

## Was aber will die Jury?

Brillanz trifft am Concours Géza Anda auf überbordende Phantasie

JULIA SPINOLA

Wettbewerbe seien etwas für Pferde, nicht für Künstler, befand der ungarische Komponist Béla Bartók einmal. Dennoch sind es bis heute die grossen Musikwettbewerbe, die den Karrieren angehender Weltstars oft den entscheidenden Anstoss geben – und sei es selbst durch einen Eklat, wie er sich 1980 beim berühmten Chopin-Wettbewerb in Warschau ereignete.

Damals protestierten einige der Juroren, unter ihnen die grosse Martha Argerich, so öffentlichkeitswirksam gegen den Ausschluss des Exzentrikers Ivo Pogorelich im Semifinale, dass anschliessend kaum mehr über den Sieger dieses Jahrgangs gesprochen wurde, während Pogorelich über Nacht in die Weltkarriere katapultiert wurde.

Ein solcher Skandal hat jetzt beim 15. internationalen Concours Géza Anda in Zürich zwar nicht stattgefunden. Mit seinem anspruchsvollen Repertoire zählt der alle drei Jahre ausgetragene Klavierwettbewerb aber zu den wichtigsten Sprungbrettern für eine internationale Laufbahn.

### «Klavierstundenschönes»

36 Pianisten sind angereist, um ihre Fähigkeiten in vier Ausscheidungsrunden unter Beweis zu stellen. Verlangt wird nicht nur ein zum Teil hochvirtuoses Solorepertoire, das von Mozart über Chopin und Liszt bis zu Ravel und Bartók reicht. Im Semifinale spielen die Kandidaten ausserdem ein Mozart-Klavierkonzert und bereiten für das Finale noch zwei weitere Klavierkonzerte aus einer anspruchsvollen Liste vor, von denen die Jury eines auswählt. Beim Abschlusskonzert mit dem Tonhalle-Orchester war in der Tonhalle Maag nun ein Mammutprogramm mit Beethovens Klavierkonzert Nr. 5, Bartóks 3. und Liszts 1. Klavierkonzert zu erleben, ergänzt durch Liszts «Totentanz» für Klavier und Orchester.

Es ist spannend zu verfolgen, nach welchen Kriterien die Kandidaten bewertet werden. Steht das genuin künstlerische Potenzial im Vordergrund oder doch eher eine pianistische Makellosigkeit? Der 27 Jahre alte tschechische Pianist Marek Kozák zeigte in Beethovens Es-Dur-Konzert wohlgeformte Phrasierungen, kristalline Läufe und ein klares Verständnis für Formproportionen – Fähigkeiten, die er in der Rezitalrunde ohne zu schwitzen auch mit Liszts heikler h-Moll-Sonate bewiesen hatte. Eine interpretatorische Vision jedoch war seinem allzu konventionellen und «klavierstundenschönes» Spiel nicht zu entnehmen. Die Jury votierte unter dem Vorsitz von Gerhard Oppitz plausibel für den 3. Platz.

### Gesetztheit und Temperament

Nicht ganz so eindeutig mochte man die beiden anderen Finalisten gegeneinander ausspielen. Sieger des Concours wurde Anton Gerzenberg: Sohn von Lilya Zilberstein, Schüler von Julia Suslin und von Pierre-Laurent Aimard, Duopartner seines Bruders Daniel Gerzenberg und regelmässiger Gast bedeutender Festivals wie des Progetto Martha Argerich. Diese reiche Konzerterfahrung, eine profunde Musikalität und eine brillante pianistische Technik kamen seinen facettenreichen Liszt-Interpretationen ebenso zugute wie seinem Brahms-, Ravel- und Bartók-Spiel im Rezital. Eine Spur mehr Spontaneität und weniger Gesetztheit würde man sich von einem 24-Jährigen dennoch wünschen.

Ganz dem erfüllten Augenblick ergeben wirkte dagegen der Brite Julian Trevelyan. Mit seinen 22 Jahren hat er ein flammendes Temperament, mit dem er Bartóks 3. Klavierkonzert eine leicht irrlückernde Ekstase zukommen liess. Auch wenn nicht alles auf gleicher Höhe gelang, zeugte sein Spiel doch von einer überbordenden musikalischen Phantasie und grosser Ausdruckskraft. Kaum erstaunlich daher, dass er zusätzlich zum 2. Preis des Concours auch zwei der Spezialpreise erhielt: den Publikumspreis und den vom Musikkollegium Winterthur verliehenen Preis für die beste Mozart-Interpretation.